



Nr. 5.

Posen, den 4. Februar.

1894.

Der Polizei-Sergeant Nummer 21.

Die Geschichte eines Verbrechens.

Von Reginald Barnett.

Autorisirte Uebersetzung aus dem Englischen.

(Fortsetzung.)

(Nachdruck verboten.)

Als sie das leere Zimmer im ersten Stock wieder betraten, fragte der Detektive plötzlich die Wirthin: „Ich glaube, ich habe Ihre Mietherin schon früher einmal gesehen, wer ist sie denn?“

„Ich weiß nichts von ihr,“ erwiderte Frau Kelley, „sie wohnt schon einige Monate bei mir. Anfangs schien sie flott bei Geld zu sein und hatte ein besonderes Wohnzimmer. Dann hörte das Geld auf, und aus Gutmützigkeit ließ ich ihr das Zimmer, in dem sie jetzt wohnt, auf ihr Versprechen, daß sie Alles bezahlen werde. Mit ihrer Arbeit verdient sie nur wenige Schillinge die Woche und jetzt schuldet sie mir schon die Miethen für einen Monat. Das ist Alles, was ich von ihr weiß.“

„Hm“, flüsterte Mr. Brusel, „das ist merkwürdig; ihr Gesicht kam mir so bekannt vor, aber vielleicht habe ich mich geirrt. Sie müssen ihr nichts davon sagen. Und was nun diesen Punkt betrifft,“ fuhr er fort, nachdem er Alles erfahren hatte, was er bei dieser Gelegenheit erwarten konnte, und jetzt nur wegzukommen wünschte, „so habe ich mich anders besonnen über das Zimmer oben. Ihre Mietherin ist arm, vielleicht aber ehrenwerth, und es ist nicht recht, Leute, die sich in Noth befinden, zu drücken. Ich kann nicht daran denken, sie aus ihrem Zimmer zu verdrängen, und ich hoffe, Sie werden nicht so grausam sein.“

„Grausam?“ erwiderte Frau Kelley, „es scheint mir eher, daß ich viel zu nachsichtig und gutmütig gewesen bin! Glauben Sie etwa, eine arme Frau mit einer Familie, wie ich, könne ihre Zimmer an Leute vermieten, welche nicht dafür bezahlen?“

„Aber sie wird das Geld gewiß austreiben, darauf können Sie mein Wort nehmen. Lassen Sie ihr nur die Möglichkeit dazu und warten Sie nur noch ein wenig länger. Ich glaube, das wird nicht viel ausmachen. Das andere Zimmer wäre geeignet für meine Freunde. Wieviel verlangen Sie für die drei?“ fragte Mr. Brusel, entschlossen, seine Rolle bis zum letzten Augenblick weiter zu spielen.

„Nun, das Wohnzimmer hier kostet mit dem Schlafzimmer zusammen wöchentlich zwei Pfund mit Einschluß der Bedienung, und das Zimmer oben kann ich für sechs Schilling lassen, das der Frau Stanley würde sieben und einen halben Schilling kosten. Ist Ihnen das zu viel?“

„Nein,“ erwiderte Brusel, „die Bedingungen scheinen mir annehmbar zu sein, aber ich habe mir einmal vorgenommen, Frau Stanley nicht zu stören, und das werde ich in keinem Falle thun. In zwei oder drei Tagen werden Sie Weiteres von mir hören.“

Der Detektive verließ zufrieden das Haus in der Georgstraße. Aber er wandte sich nicht nach der Richtung von Johnsons Hotel, wo sein Freund, Sergeant Power, zu finden war, sondern stieg in den Omnibus nach Westminster. Augenscheinlich hatte Mr. Brusel noch etwas zu besorgen. Der Omnibus brachte ihn an Scotland Yard vorüber, aber noch ehe er diesen Punkt erreicht hatte, stieg er aus und begab sich zu Fuß in das Polizeigebäude.

Er trat in eines der Geschäftszimmer und sprach mit einem Beamten. Dieser brachte ihm mehrere Bücher mit Verzeichniß herbei. Brusel blätterte eifrig in denselben.

„Hier ist es!“ sagte er endlich triumphirend, indem er den Finger auf eines der Papiere legte, das er eben eifrig durchgelesen hatte. „Jakob Stanley, dreißig Jahre alt, verurtheilt am 20. März 1887 als Theilnehmer an dem Todtschlag des Waldhüters Mark Simmons. Früher einmal verurtheilt, und zwar im Jahre 1886 wegen Diebstahls bei einem Wettrennen.“

Dieses Dokument, das Mr. Brusel vorlas, enthielt genügende Angaben über die Laufbahn des Verbrechers; bei demselben befand sich eine Photographie desselben. Nach dem Bericht schien es, daß Jakob Stanley von Geburt ein Zigeuner war — einer von dem geheimnißvollen Stamm, über dessen Ursprung noch immer gestritten wird.

So viel auf der Polizei bekannt war, hatte Jakob Stanley nach Verbüßung seiner ersten Gefängnißstrafe sein unstätes Leben aufgegeben, sich in Manchester niedergelassen und dort ehrliche Arbeit gefunden. Seine zweite Verurtheilung wegen Theilnahme an dem mörderischen Ueberfall auf einen Waldhüter Namens Mark Simmons lautete auf sieben Jahre.

Nach beendigtem Studium dieser offiziellen Biographie begann der Detektive nachzudenken.

„Eine hübsche Geschichte!“ sagte er zu sich. „Das sind die richtigen Leute, daran kann kein Zweifel sein, und das ist eine ganz nette Entdeckung! So, mein guter Freund, Mr.“

Saint Alban, mein hoher und mächtiger Herr, Sie haben also geheime Verbindungen mit Sträflingen und ihren Frauen? Nun, dieser Bursch muß schon als Dieb verurtheilt gewesen sein, als die Geschichte mit Power vorfiel. Ich möchte wissen, ob der Sergeant davon wußte, und ob die Vertheidigung diesen wichtigen Umstand zu benutzen verstand? Wahrscheinlich wußten sie nichts davon. Aber nach dieser Entdeckung sieht die Sache doch sehr seltsam aus. Das ist ein Fall für den Chef. Ich muß ihm denselben vortragen und ihn bitten, uns zu helfen: ohne ihn werden wir nicht fertig, das ist klar.“

Mr. Brusel erkundigte sich, wo er den Chef des Departements finden könne.

„Er ist vor einer Stunde weggegangen“, war die kurze Antwort.

„Das ist schlimm!“ murmelte der Detektive, „doch gleichviel, ich muß mich dazu entschließen, ihn zu Hause zu stören. Die Sache ist von ungeheurer Wichtigkeit und wir dürfen keine Zeit verlieren. Also zu ihm! Thut mir leid, daß ich Power warten lassen muß! Aber diese Sache muß sofort besorgt werden, ich muß mit dem Chef sprechen und seine Meinung hören. Er ist der Mann, den wir brauchen, und so wie ich ihn kenne, wird er nicht zu mir sagen, ich sei ein Narr und solle mich packen.“

Mr. Brusel war für gewöhnlich ein sparsamer Mann, eine Droschke war für ihn ein Luxus, welchen er mit seinen langen Beinen verachtete; aber bei dieser Gelegenheit schien ihm eine kleine Auszeichnung gerechtfertigt zu sein.

So bestieg er eine Droschke, nachdem er Scotland Yard verlassen hatte, und befahl dem Kutscher, ihn sofort nach Kensington zu fahren.

Zur Zeit des Mordes in der Hamiltonstraße war der Direktor des Departements für die Erforschung von Kriminal-sachen Mister Cavendish Norfolk. Er bekleidete diesen Posten noch nicht lange; aber schon während seiner kurzen Amtszeit hatte er viele Beweise von seltener Geschicklichkeit und Festigkeit gegeben.

Mister Cavendish Norfolk war ein verhältnißmäßig noch junger Mann; er gehörte einer angesehenen Familie an und hatte sich auf der Universität, sowie später als Advokat ausgezeichnet. Als Chef der Kriminalabtheilung ging er in geschäftsmäßiger Weise ans Werk, führte kühne Reformen ein und zeigte in allen Handlungen einen unabhängigen Unternehmungsgeist, welcher frei von offizieller Routine und Weitschweifigkeit war. Er zog es vor, sich über Dinge und Menschen selbst ein Urtheil zu bilden, und nicht durch Vermittelung Anderer. Ohne die Würde zu beeinträchtigen, welche seine hohe dienstliche Stellung zur Aufrechterhaltung der Disziplin nothwendig machte, war er doch auch dem Geringsten seiner Untergebenen stets zugänglich. Zuweilen unterhielt er sich ungezwungen mit den Beamten und Detektives; so hatte er sich durch persönlichen Verkehr eine genaue Kenntniß der individuellen Fähigkeiten seiner Untergebenen erworben.

Auch Mr. Brusel war oft mit seinem Chef in Berührung gekommen. Mr. Norfolk hatte bald erkannt, daß Brusel hervorragende Befähigung auch für schwierigere Fälle besaß. Nach dem Mißlingen in der Affaire Saint Alban war das Vertrauen des Chefs zu seinem Untergebenen anfangs zwar etwas erschüttert worden; die Entrüstung der Presse brachte ihn in Aufregung, da er auf die Bitte der Behörden in Sandbank eingewilligt hatte, in jener Sache Beistand zu leisten. Aber diese Stimmung war nicht von langer Dauer. Mr. Norfolk war zu gerecht, um nicht zuzugestehen, daß ein Irrthum leicht vorkommen könne, und als Tom Brusel bei der Rückkehr aus Sandbank sich rechtfertigte, fand er in dem Vorgesetzten einen milden Richter.

Das war der Mann, den Powers Freund in Folge der Entdeckung über Frau Stanley um Rath bitten wollte.

Einen Tag nach dem Besuch, den er Saint Albans Haus in der Dangerfieldstraße gewidmet hatte, erschienen drei Personen in Scotland Yard. Sie warteten in einem der Vorzimmer, bis sie vom Chef vorgelassen wurden, welcher für den Augenblick mit einer dringenden Angelegenheit beschäftigt war.

Eine dieser Personen war der Detektive Brusel, die zweite Robert Power und die dritte war nicht nur in Scotland Yard ganz fremd, sondern auch ein Ausländer, wie man an dem Aussehen und an der Kleidung derselben erkennen konnte.

Es war ein älterer Herr, aber kräftig und stämmig gebaut, der sich augenscheinlich guter Gesundheit erfreute. Sein eisengrauer Schnurr- und Kinnbart gaben ihm ein militärisches Aussehen, welches durch das Band in einem Knopfloch seines Rockes noch verstärkt wurde, das ihn als einen Offizier der Ehrenlegion kenntlich machte. Während er sprach, war es deutlich erkennbar, daß der Gegenstand des Gespräches von höchstem Interesse für ihn war und seine energische Entrüstung hervorrief. Die Unterhaltung zwischen den drei Männern wurde in französischer Sprache geführt.

„Nun, Monsieur,“ sagte Mr. Brusel zu dem Fremden, „es freut mich, daß Sie gekommen sind. Verlassen Sie sich darauf, wir werden unser Bestes thun, und der Chef, den Sie sogleich sprechen werden, wird uns dabei unterstützen.“

„Ich bin Ihnen sehr dankbar; ich hatte nicht erwartet, hier so gute Freunde zu finden, als ich die schreckliche Nachricht erhielt. O, mon Dieu! mon Dieu! Es ist barbarisch, eine Anklage so entsetzlicher Art gegen ein unschuldiges Mädchen zu richten! Wie sollte Charlotte ein Verbrechen begehen? Sie könnten eben so gut Ihren Prinzen von Wales oder Ihre Königin Viktoria anklagen!“

„Sowohl mein Freund als ich selbst sind vollkommen von Mademoiselle Duviviers Unschuld überzeugt,“ sagte Sergeant Power, „man braucht sie nur anzusehen, um dessen sicher zu sein.“

„Ach, das arme Kind! Welche Qualen muß es ausstehen! Warum bin ich nicht an ihrer Seite, um sie zu trösten und ihr zu sagen, daß der alte Däfel, der sie anbetet, hier ist, um sie gegen die Schurken zu vertheidigen, welche sie mit Schande beladen wollen!“

„Sie werden sie sehen, und zwar sehr bald, wie ich hoffe,“ sagte Robert Power, gerührt von dem Schmerz des alten Herrn. „Inzwischen, Monsieur Duvivier, haben Sie klug daran gethan, daß Sie zu mir gekommen sind, anstatt direkt nach Sandbank zu gehen.“

„Als ich Ihr Telegramm erhielt und das des guten Sir John Hunter,“ erwiderte Duvivier, „eilte ich sofort von Rouen hierher. Wie Sie wissen, bin ich diesen Morgen in London angekommen. Sie hatten mir Ihre Adresse gegeben, und so hielt ich es für das Beste, Sie aufzusuchen, um von Ihnen selbst Alles zu erfahren, was vorgefallen war. O, mon Dieu! Niemals in meinem Leben ist mir etwas so Schreckliches widerfahren!“

„Es ist eine traurige Geschichte,“ erwiderte Mr. Brusel, „aber verlieren Sie nicht den Muth, Monsieur; es wird Alles mit der Zeit ins richtige Geleis kommen. Wir verurtheilen hier im Lande keine unschuldigen Leute.“

„Wir dürfen nicht das Geringste versäumen!“ rief Monsieur Duvivier. „Dieser Herr hier,“ er deutete auf Sergeant Power, „hat mir erklärt, daß in Folge irgend eines grausamen Zufalls der Anschein stark gegen meine Charlotte spricht. Ich kann es nicht begreifen, aber das Geheimniß muß aufgeklärt werden! Mein Vermögen steht für diesen Zweck zur Verfügung der Gerechtigkeit. Tausend Franken, zwanzigtausend, mein ganzes Vermögen will ich opfern, wenn nur meine Nichte schnell aus ihrer schrecklichen Lage befreit werden kann.“

„Nun ja, Geld ist auch nicht zu verachten,“ sagte der praktische Mr. Brusel, „und sicherlich werden wir etwas davon nöthig haben, ehe wir mit dieser Sache fertig sind.“

„Und außer Geld,“ fuhr der erregte Franzose fort, „besitze ich auch einigen Einfluß. Ich war Bürgermeister in meiner Stadt, und obgleich Geschäftsmann, habe ich doch gekämpft und geblutet für mein Land, als die Deutschen Frankreich befreiten. Die Republik hat mich dekoriert, und unser Gesandter in England kann mir und meiner Nichte den Schutz nicht verweigern, auf welchen alle Kinder Frankreichs ein Recht haben und auf welchen in meinem Fall die dem Lande geleisteten Dienste immer einen Anspruch geben.“

Es blieb keine Zeit, Herrn Duvivier zu erklären, daß in Kriminalfällen die guten Dienste des französischen Gesandten

von wenig Bedeutung seien, denn in diesem Augenblick wurde gemeldet, die Herren möchten zu Mr. Norfolk kommen.

Der Chef des Kriminaldepartements empfing seine Besucher höflich, wenn er auch den Franzosen etwas erstaunt ansah.

Brusel beeilte sich, Aufklärung zu geben und Herrn Duvivier vorzustellen.

Mr. Norfolk, ein gebildeter, vielgereister Mann, sprach gesäufig französisch und sagte dem Ex-Bürgermeister von Rouen einige tröstliche Worte. Dann wandte er sich an Power, dem er zu dessen Erstaunen herzlich die Hand schüttelte.

„Man hat Ihnen sehr Unrecht gethan, Doktor,“ sagte er, „ich habe schon lange von Ihnen gehört.“

Der junge Sergeant erröthete verwirrt.

„Sie werden errathen können, wer mich davon unterrichtet hat. Es war mein Bruder Jack, der sich Ihrer mit vielem Vergnügen erinnert. Er ist ein viel beschäftigter Arzt, dem seine Patienten keine Ruhe lassen, aber er hat die Freundschaft, die er für Sie hegte, nicht vergessen.“

„Ich bin sehr dankbar dafür, daß Ihr Herr Bruder noch immer meiner gedenkt,“ erwiderte Robert Power, „ich hegte große Zuneigung und Achtung zu ihm.“

„Und er seinerseits zu Ihnen, Doktor. Es war ein eigenenthümliches Zusammentreffen. Als Brusel gestern zu mir kam, war mein Bruder Jack gerade bei mir. Ich erzählte ihm von der Sache, da ich glaubte, daß er sich Ihrer erinnern werde, und Sie hätten hören müssen, wie er sich äußerte. Er erinnerte sich deutlich des Falles und erklärte, er habe vom ersten Augenblick an kein Wort jener Anklage geglaubt, da er Sie genau kenne. Und dazu kamen noch die Nachrichten von Brusel. Ich ließ mir die Akten über das Verfahren gegen Sie geben und untersuchte mit meinem Bruder Jack die Sache nochmals genau. Dadurch kam ich zu der Ueberzeugung, daß Sie das Opfer einer infamen Verleumdung waren.“

„Ich danke Ihnen für Ihre edelmüthigen Worte,“ sagte Robert bescheiden. Er empfand eine lebhafte Genugthuung über diesen freundlichen Empfang. Flüchtig hatte er sich erinnert,

daß Mr. Norfolk wahrscheinlich ein Verwandter seines alten Freundes sein werde, aber diese unerwartete Wendung hatte ihn ganz überrascht.

„Was die andere Sache betrifft,“ fuhr Mr. Norfolk fort, „so gestehe ich, daß sie mich wirklich interessirt und in Verwunderung setzt. Hier ist zum Beispiel ein Brief, den ich soeben von einem Freund von mir, von Sir John Hunter, erhielt. Er scheint sich für das verhaftete junge Mädchen sehr zu interessiren und versichert mit großer Bestimmtheit, daß sie an dem Verbrechen unschuldig sei. Sir John ist ein Mann von kühlem Urtheil, dessen Meinungen ich schätze, aber es fehlt an Beweisen. Sie kann unschuldig sein, aber für jetzt ist es unmöglich, sie frei zu lassen. Es hängt auch nicht von mir ab. Alles, was ich thun kann, ist, daß ich Sir John entgegenkomme, so viel ich kann, und zu der Entdeckung des wirklichen Schuldigen mitwirke. Sie, Doktor, und Sie, Brusel, sagen, es sei dieser Saint Alban. Gut, wir wollen versuchen, das zu beweisen. Nichts wäre mir angenehmer, als den Zeitungsschreibern damit einen Nasenstüber zu versetzen.“

„Ist es erlaubt, zu fragen,“ sagte Robert Power, „wie jetzt die Sachen in Bezug auf Fräulein Duvivier stehen?“

„So viel ich sehe, ist Alles noch beim Alten,“ erwiderte der Chef. „Sie wissen ohne Zweifel, daß die gestrige Verhandlung eine reine Formsache war. Die Anklage ist auf eine Woche vertagt worden, und ohne Zweifel ist in diesem Augenblick die Verhaftete in das Kreisgefängniß abgeführt worden. Alles das haben Sie gewiß aus den Zeitungen erfahren?“

„Ja, ich habe die Verhandlung gelesen,“ sagte Robert, „ich dachte jedoch, Sie wären vielleicht im Besitz genauer Nachrichten.“

„Ich habe einen offiziellen Bericht,“ erwiderte Mr. Norfolk zögernd, mit einem Blick auf Monsieur Duvivier, „aber ich muß sagen, daß er nicht sehr ermutigender Natur ist. Die Anzeichen gegen das junge Mädchen scheinen ziemlich stark zu sein.“

(Fortsetzung folgt.)

Ruhm.

Von Heinrich Pollrat Schumacher.

(Nachdruck verboten.)

Ueber dem gewaltigen, tageshell erleuchteten Hause lag die schwüle, nervöse Spannung einer Premiere. Vom überfüllten Parquet stieg ein heißer, feuchter Dunst zur Decke empor, die allegorischen Figuren derselben in einen feinen, zitternden Schleier hüllend, in welchem sich das Licht der elektrischen Flammen brach, wie der Sommer Sonnenstrahl im Schwaden eines Getreidefeldes. Das hundertfältige Gemurmel der Stimmen vereinigte sich mit dem Schlagen der Thüren, dem Rascheln der Gewänder, dem Klappen der Sitze und dem Knistern der Theaterzettel zu einem unbestimmbaren, wirr-monotonen Geräusche, durch welches hin und wieder der schrille Ton eines Musikinstruments zuckte, dann sich in einer Kadenz aufschwellend, dann jäb abbrechend, wie verschlungen von der brodelnden Brandung rings umher.

Als die Klingel hinter der verschlossenen Scene das Zeichen gab. Ein scharfes Zischen stieg da in den vorderen Sitzreihen auf, rollte wie eine glitzgekrönte Welle über das Meer der Köpfe dahin und zerging endlich in der Tiefe, scheinbar aufgesogen von den schweren Stoffen der Logenbekleidungen. Dann plötzlich Todtenstille. Und inmitten dieses drückenden Schweigens betrat Emerich Stein, der Dichterkomponist der neuen Oper, das Podium des Dirigenten.

Agathe wick noch mehr in den bergenden Schatten ihrer Loge zurück, soweit, daß das Gesicht des Gatten nur eben noch über der Brüstung vor ihr stand, dieses Gesicht, das trotz der entscheidenden Stunde so ruhig und unbewegt erschien, ja, das nun sogar zu lächeln vermochte, da es sich dankend nach der Seite hinneigte, woher ein Zeichen des Beifalls gekommen. War doch Emerich Stein der Mehrzahl der Versammelten bereits als gefeierter Niederkomponist bekannt. Und erwartete man doch von dieser Oper, obgleich sie seine erste war, einen großen Erfolg. Bewährte Kenner hatten sensationelle Nachrichten aus der Generalprobe des Werkes mitgebracht und durch ihre Begeisterung weite Kreise in erregte Spannung versetzt. Interessante Einzelheiten über die Ursprünglichkeit und Genialität der Schöpfung courfirten in der Menge; Emerich Stein schien be-rufen, der Tondichtung neue, noch unbeschrittene Bahnen zu eröffnen.

Auch zu Agathe waren diese Gerüchte gedrungen. Sie hatte dieselben begierig in sich aufgenommen. War es doch des Gatten

Ruhm, den sie ihr kündeten, und hatte er ihr doch niemals einen Einblick in sein Schaffen gewährt, wie glühend sie auch danach verlangt. Ihre Hoffnung, die sie beim Eintritt in ihre Ehe besaß, hatte sich nicht erfüllt. Emerich hatte sie nicht zur Theilhaberin seiner Arbeit und dadurch auch seines Ruhmes gemacht. Obwohl übermüthiger, unerfättlicher Ehrgeiz in ihr gewesen war, seit sie zu denken vermochte, des Gatten Ruhm — da ihr das Schicksal neidisch ein eigenes Talent versagt — ihrer brennenden Wünsche einziges Ziel.

In einer Atmosphäre von Ruhm war sie aufgewachsen. Tochter eines berühmten Malers, Schwester von Brüdern, deren Namen sich bereits zu dem des Vaters gesellen, hatte sie das süße, be-räuschende Gift mit der Luft, die sie umgab, seit den Tagen der Kindheit eingeathmet. Und darum war sie Emerichs Weib geworden. Ihn hatte sie für den Fähigsten und Stärksten gehalten, das Hohe zu erreichen. Helferin und Schildhalterin hatte sie ihm werden wollen in dem harrenden Streite, Beratherin und Stütze, damit aus seinem Ruhmesglanze ein Lichtstrahl auch auf sie falle, ver-klärend und tröstend.

Eitle Hoffnung! Wohl hatte ihm das Gold, das sie ihm zu-gebracht, die Wege gebnet; sie selbst aber hatte er zur Seite ge-schoben. Wie eine Lastige. Kaum daß er sie an dem Vollendeten mitgenießen ließ. Von dem werdenden schloß er sie erbarmungs-los aus. Mit der Eifersucht des Künstlers, die schaffende Hand in den Schleier des Geheimnisses zu hüllen?

Selbst heute hatte er ihr kein auch noch so geringes Theil an seinem Triumph gönnen wollen. Aber sie war gegangen, trotz seiner strengen Weisung, sich in dieser dunklen Loge zu verbergen.

Die schwüle athemlose Spannung des Hauses hatte sich auch ihrer bemächtigt. Mit heißen, über der Brunn verkränkten Händen und hämmern den Pulsen stand sie an die Rückwand des Raumes gelehnt und starrte aus weitgeöffneten Augen auf das überlegen lachelnde, fast kalte Gesicht des Gatten, der eben den Taktstock ergob.

Die Ouvertüre begann. Mit einem sanften, klagenden Moll-accord, der sich zu einem zitternden, wirren Tongeriesel löste. Wie wenn im Herbstwind gelbes Laub von den Bäumen flattert und

über die müde Erde raschelt. Und die entblätterten Aeste strecken fröstelnd ihre schwarzen Spitzen in den grauen, trüben Himmel hinein, und das bunte, scheue Volk der Waldbesänger floh verstummend die nun unwirthlichen Wohnstätten. Gen Süden, der wendenden Sonne nach. —

Der leise, erschauernde Tonhauch kommender Wintereinsamkeit drang zu Agathe herauf. Und wiegte sie in halbwichigen Traumischkeit. Wie einst in Dämmerstunden die summende Stimme der Mutter. Doch war dies nicht das alte, trauliche Schlummerlied der Kindheit, ein Anderes wars, ein Fremdes. Fremd und doch seltsam bekannt. Als habe sie es schon einmal gehört, dieses Kieseln der Blätter auf feuchtem Moosgrunde. Als habe sie es schon einmal gesehen, dieses Erzittern der Aeste im Herbstwind. Als habe sie ihn schon einmal verspürt, diesen letzten tiefen Alhemzug der Erde, ehe denn sie die Augen schloß.

Wars Emerich gewesen, der ihr das Alles gedeutet?

Nicht Emerich — der Andere!

Draußen im Walde waren sie geschritten, er und sie. Und im Angesicht des weiten, weißverschleierten Himmels waren sie stehen geblieben unter den letzten hohen, schwarzen Bäumen und hatten geschaut und oelaulcht auf das geheimnißvolle Zurüstgehen rings um sie her. Und in seinen Augen war es aufgeflammt von tiefinnerer Begeisterung, bis ihm das weiche traurige Lied von der Lippe geflossen.

Denn für Beide wars der Tag gewesen, der sie geschieden zu langer Trennung. Und das Herbstlied war sein Abschied gewesen.

Wie es auch den Beiden dort unten auf der Scene unter dem herabsinkenden Vorhang das Scheidelied war. In demselben thränenerschütternden Tone erstarb es.

Selbst! Was sie längst begraben und vergessen geglaubt, nun kam es urplötzlich wieder über sie, daß sie die Hände vor das Gesicht schlug und den braulenden Beifall nicht hörte, der nach dem Abschlusse das Haus durchstos, daß sie das triumphirende, von der elektrischen Helle übersirahlte Antlitz des Gatten nicht sah, der an der Hand des Sängers vor der Gardine erschien. Mächtiger war es, als sie; sie mußte ihn weiterträumen, den wehen Traum der Vergangenheit, der so bitter geendet.

Denn der Andere wars gewesen, den Agathe einzig geliebt. An ihm hatte ihre ganze Hoffnung gehangen, ihr heißes Trachten nach Ruhm. Und Ruhm und Liebe hatte er vereinen wollen in seiner Hand, wenn er sie ihr böte nach errungenem Siege. Liebe nur durch sie, Ruhm nur durch sich selbst! Darum hatte er ihr gleichendes Gold verschmäh und war von ihr gegangen in den Kampf voll Vertrauen auf die eigene Kraft. Auch war dann sein Streikruf zu ihr herübergedrungen aus der Ferne und hatte ihr das Herz erschüttert und geschwellt zu stolzer Hoffnung.

Wie jetzt auch aus dem wiederum sich entspinrenden Spiele unten wilde, todestrotzige Kampfesfanfaren zu ihr heraufdröhnten, in die sich das Schlachtgeschrei des ringenden Helden mischte. —

Winter war da, und über kochende Wälder und bestendes Eisfeld braulte der Schneesturm. Graue Nebel wogten über das schweigende Land und vom Rauchfrostfilter schimmerte das Getümm. Seltsames Stöhnen, Rufen und Wimmern brach sich an den Stämmen und endlos fielen die schweren Schneeflocken vom dunklen Himmel.

Selten nur drang Kunde von dem Fernen zu der Harrenden daheim, selten und stets unheilvoller. Wie ihr der listige Feind umgarnt, wie sein Muth gewankt vor dem Ziel. Bis der Tag kam, da er vom Schwerte Jenes getroffen in den Waldschnee sank, ein wunder Mann, und zu dem Tosen des Sturmes und dem Hallruf des Siegers das Scheidelied mischte, daß ein verwehender Ton die Harrende grüßte zum letzten Mal. —

Wie klarg Agathen das Alles wiederum so bekannt! Wars nicht auch ihr ähnlich so widerfahren?

Auch er war zu Boden gesunken unter dem Anprall des Wüthens. Aber war nicht, ein Wunder, auf der Wahlstatt geblieben! Hatte sein Hoffen und Trachten gelassen und war muthlos, an seiner Kraft verzweifeln, aus dem Kampfe gewichen. Um zu ihr zu fliehen, ihre Hilfe anzuflehen — nun das Gold von ihr zu begehren, das er vorher so stolz verschmäh.

Kalt hatte sie sich von ihm gemandt und nicht auf das zuckende Herz geachtet, das sich gegen die Ruhmeslockung in ihr gebäumt. War Emerichs Braut geworden, des Stärkeren, für den sie ihn da gehalten.

Mit Unrecht? Wars nicht ein Starker, ein Held, der eben, von der Woge des geschaffenen Donmeeres getragen, zum zweiten Male vor der jauchzenden, rufenden Menge erschien? Die ihn auf den fürstlichen Schild erhob, wie die Männer des Urvolks den Sieger?

Sie wollte sich über die Brüstung beugen, ihm die Hände entgegenstrecken, mit ihrer Stimme den Tumult durchdringen, daß er zu ihr aufschau und ihren Stolz, seinen Ruhm, in ihren Augen lese.

Ein Dunkles, Gespenstiges hielt sie zurück. Noch immer halte ihr das Scheidelied des wunder Mannes im Ohr, warnend, beängstigend, kalt und feindlich. Und doch seltsam vertraut.

Vertraut? —

Vergebens, daß sie sich zersann, es zu klären; es entschlüpfte ihr wieder und wieder.

Vielleicht, daß Emerich es ihr einmal gesungen?

Emerich, der sich und sein Schaffen stets in undurchdringliches Geheimniß gehüllt? — — —

Und des Winters Trost war gebrochen. Wieder blühte das Sonnenauge durch die letzten Wolken, die über die Erde flogen. Von den Berggängen rieselte es hernieder, Bach und murmelnder Quell, zu jungem, zaghaftem Grün. Verwehten Blumenblättern gleich flatterten die ersten Schmetterlinge durch die würzigen Lüfte, ihre farbigen Flügel in verlorenen Lichtstrahlen badend. Und glänzend und leuchtend, klingend und singend erwachte der tiefe Wald.

Des Vistigen Weib war nun die Heldin. Nicht jubelnder Beiz war in ihr, wie draußen im Wald. Eifige Winternacht noch und dumpfes, qualvolles Brüten. Weib eines Helden hatte sie sein wollen, Gefährtin und Herrin. Und war nichts, weniger wie Magd Gedachte reuig des Verlorenen.

Wie Agathe Dessen, dem einst das weiche Lied von der Lippe geflossen?

Emerichs Weib war sie geworden. Hatte einsam gesehnen im verdunkelten Gemach, sinnend und träumend.

Wie das Weib da unten.

Und plötzlich war er hereingestürzt zu ihr, der Verlorenegegläubte, mit jubelndem Triumph. Aus dem letzten Kampf, ein Sieger, ein Held. Wie der Verlorenegegläubte da unten.

In seiner Hand das neue, das kühne, das herrliche Werk. Unter seinen mächtigen Händen war es vor ihr emporgebraut und hatte sich aneinander gereiht, Ton zu Ton, Melodie zu Melodie, Wunderbares zu Wunderbarem. Bis es aus seiner Brust gequollen war in tönenden, jauchzenden, siegerischen Accorden, das Triumphlied . . .

Nun bist Du mein, wonnige Ruhmesmaid!

Nun halt' ich Dich! Brust an Brust,

Lippe an Lippe für ewige Zeit!

Und war mit schneidendem Wehrufe verstummt, da sie ihm das Letzte zugerufen: Zu spät!

Auch wie da unten?

Nicht so! Das Weib dort handelte anders. Mit einem Schrei der Erlösung warf es seine Arme um den Wiedergekehrten und stimmte ein in —

In —?

. . . Nun bist Du mein, wonnige Ruhmesmaid!

Nun halt' ich Dich! Brust an Brust,

Lippe an Lippe für — . . .

Agathe traf's wie ein Schlag ins Gesicht. Das Blut drang ihr siedend vom Herzen herauf in die Schläfen, die Wulste, die Augen. Sie sah, sie hörte nichts mehr. Alle ihre Gedanken kreisten. Um die eine blendende, betäubende Frage.

Wie war es gekommen, das Furchtbare, Räthselhafte?

„Zu spät!“ hatte sie ihm zugerufen. Er war fortgestürzt im Ausbruch seiner Verzweiflung. Achlos hatte er sein Werk zurückgelassen. Ne hatte Agathe ihn wiedergesehen. Und Emerich — Emerich hatte es übernommen, ihm das Vergessene zuzustellen!

Und nun lönte das Bekannte zu ihr herauf!

Emerichs Schöpfung? Emerichs Ruhm?

Wie von Sinnen fürte sie vor, sich über die Brüstung zu beugen, es in die betrogene Welt, in die falschen Töne, in diesen Raub hineinzuschreien, das Wort von dem erbärmlichen Verrath.

Der Tonschwall verschlang ihre Stimme. Wie hülfeluchend irrten ihre Augen über die dunkle Menge der Köpfe unter ihr; zu den Bogen gegenüber, zu den dichtgedrängten Galerien über ihr. Niemand achtete auf sie.

Doch nein — da, dieser Eine . . . das Gesicht dieses eben aufstehenden Mannes . . . das spöttisch lächelnde Gesicht . . . seine Augen trafen die ihren . . . voll Hohn neigte er sich gegen sie . . . nun ging er . . .

Er!

Die Thür der Loge hinter ihr blieb weit offen. Sie flog über den menschenleeren Gang. An der hinabführenden Treppe erreichte sie ihn. Er wandte sich langsam.

„Es ist hübsch, nicht wahr?“

„Du!“ leuchtete sie. „Du!“ Und Du sagst es nicht? Du zer-schmetterst den Glenden nicht, der Dir Dein Werk stiehlt. Welchen Ruhm? — Nun weiß ich's! Du bist's, den ich ersehnte. Dein ist der Ruhm! Nur ein Wort kostet es Dich und . . .“

„Ein Wort? Nein!“

Sie starrte ihn fassungslös an.

Er lächelte bitter.

„Man lebt nicht vom Ruhm! So kam's, daß ich ihm den meinen verkaufte. Mich hungerte. Nun gehört er ihm und — Ihnen, dieser glänzende, schillernde, wonnige Ruhm!“

Er wandte sich kalt und stieg hinab. Sie starrte ihm nach, bis er um die nächste Biegung verschwunden war. Dann raffte sie sich auf und wandte zurück, woher sie gekommen.

Nun war glänzende Helle im Hause. Tausendstimmiger Beifall durchstos es. Ein Name war auf Aller Lippen.

Emerich aber stand auf der Scene, der Held, auf dem Haupte den Lorbeer.

Aus Agathens Brust kam ein schneidendes Rachen. Langsam trat sie an die Brüstung. Und ihre Hände klatschten Beifall.

Ruhm —?